

Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 44 (1926)

Artikel: Ueber orthographiereform : Referat gehalten in der kreislehrerkonferenz Chur
Autor: Mengold, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-146657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ueber orthographiereform.

Referat gehalten in der kreislehrerkonferenz Chur
von K. M e n g o l d, sek.-lehrer.

Am gewande unserer sprache, der orthographie, ist schon viel und oft geflickt worden. Trotzdem sitzt es offenbar noch nicht. Wenigstens wird der ruf nach einer neuen änderung, einer weitgehenden orthographiereform, in den letzten jahren immer lauter, immer dringender.

Gleich nach der Berliner konferenz von 1901, die uns die vereinheitlichung der deutschen rechtschreibung — und damit einen grossen fortschritt — brachte, schrieb B r e n n e r in einer broschüre, betitelt „Die lautlichen und geschichtlichen grundlagen unserer rechtschreibung“: . . . „Es ist sicher, dass „die neue schreibung nicht als letzte regelung gelten kann. Sie „schleppt noch so viel aus vergangenen zeiten, aus einer frühern „sprachstufe mit sich und genügt so wenig den anforderungen, „die schule und leben in der richtung auf leichtfasslichkeit, be- „quemlichkeit und kürze stellen müssen, dass der umsturz in „zukunft unvermeidlich ist.“ Und D u d e n selbst gibt zu, dass seine orthographie nur einen haltepunkt, kein endziel darstelle.

Seither ist die zahl berufener kritiker zu einer immer stattlicheren truppe angewachsen. Ihr feldgeschrei heisst heute: vereinfachung! Und diese forderung ist wahrlich berechtigt. Denn das komplizierte regelbuch unserer heutigen orthographie ist ein labyrinth mit so vielen sälen, hallen, gängen und sackgässchen, dass nicht einmal der gebildete sich darin zu recht findet, geschweige denn derjenige, der sich wenig mit sprachlichen dingen befasst. Welcher lehrer einer höheren klasse könnte sich rühmen, seinen austretenden schülern vollständige sicherheit in allen fragen der rechtschreibung beigebracht zu haben? Keiner. Und doch hat sich gewiss jeder,

den vorschritten und seinem eigenen antriebe folgend, redliche mühe gegeben und alle kniffe der methodik angewandt. (Denn heutzutage ist das rechtschreibenkönnen die enge pforte, durch die man in eine höhere schule, eine anstellung oder kurz in die gesellschaft der sogenannten gebildeten eingeht.) Im hinblick darauf macht der lehrer unermüdlich jagd auf die fehler, und es fliessen ströme roter tinte. Unendlich viel zeit und kraft wird aufgewendet, die besserem — z. b. der ausbildung des stilgefühls und der ausdrucksfähigkeit — verloren gehen. Was wunder, wenn bei diesem betrieb oft gar die langeweile in der schule platz greift, von der Herbart sagt, sie sei die grösste sünde des unterrichts. Vom ärger manchen lehrers nicht zu reden. Und der erfolg ist — eben ein misserfolg! Aber wir brauchen uns dessen nicht zu schämen. Mancher grosse im reich des geistes hat es nie zur beherrschung der orthographischen regeln gebracht. So gesteht Gottfried Keller in einem briefe, dass er zeitlebens nie sicher gewesen sei, wann man bestimmte wörter gross oder klein schreibe. Ja, die unzähligen spitzfindigkeiten, die die schöpfer der jetzigen rechtschreibung ausgedüfelt haben, beherrscht sozusagen niemand, der philologisch geschulte fast eben so wenig wie der grosse haufe. Das hat O. K o s o g in bezug auf das gross-schreiben durch seine probediktate experimentell nachgewiesen. Er entnahm aus J o s e p h L a m m e r t z : „Die deutsche rechtschreibung für das deutsche volk“ (mit einigen kürzungen wieder gegeben bei J o h a n n M e y e r : „Methodischer leitfaden für den unterricht in der deutschen rechtschreibung“, Leipzig 1905, s. 222) ein diktat mit folgendem wortlaut:

„Aus dem Testamente einer Mutter.

„Liebe Kinder!

„Heute **n**acht nahm ich mir vor, Euch diesen **M**orgen einige „Lehren fürs Leben des **n**ähern niederzuschreiben. Leset sie „oftmals durch, so werdet Ihr Euch bei Gelegenheit des **N**ä- „hern entsinnen und danach handeln. Zwar kann ich Euch „nur etwas **w**eniges hinterlassen, aber Euch etwas **G**ediege- „nes lernen zu lassen, dazu habe ich mein **B**estes, ja mein „**m**öglichstes getan. Seid stets **w**illens, Euch untereinander

„zu Willen zu sein. Irrt einer von Euch, sollen die übrigen ihn eines andern und zwar eines **Bessern** zu belehren versuchen. Achtet jedermann, **Vornehme** und **Geringe**, **arm** und **reich**. Wer von Euch der **klügste** sein will, handle nach dem Sprichwort: „Der **Klügste** gibt nach.“ Tut nie **unrecht**; seid Ihr aber im **Rechte**, so habt Ihr **recht**, ja das grösste **Recht**, wenn Ihr Euer **Recht** sucht, und Ihr werdet alsdann im allgemeinen auch **recht** behalten. Lasst nichts ausser **acht**, ja ausser aller **Acht**, wenn Ihr Freundschaft schliesst; wählt nicht den **ersten** besten als Freund und sorgt, dass Ihr unter Euern Mitarbeitern nie die **Letzten** seid. Zieht nie eine ernste Sache ins lächerliche, denn etwas **Lächerlicheres** gibt es nicht. Verachtet nie das **Leichte**, dann wird es euch schliesslich ein **leichtes**, das **Schwierigste** zu überwinden. Es ist aber das **schwierigste**, dass man sich selbst bezwingt. Seid Ihr in einer Angelegenheit im **dunkeln**, so übt **Vorsicht**, denn im **Dunkeln** stösst man leicht an. Seid auch im **Geringsten** nicht im **geringsten** untreu. Zum letzten rate ich Euch folgendes: Befolgt das **Vorstehende**, so braucht Euch nicht **angst** zu sein; ohne **Angst** könnt Ihr dann zu guter **Letzt** auf das **beste** standhalten und auf das **Beste** hoffen.“

Kosog berichtet in seiner schrift: „Unsere rechtschreibung und die notwendigkeit einer gründlichen reform“:

„Dieses diktat lernte ich zufällig durch einen kollegen kennen. Ich warf einen flüchtigen blick auf den ersten satz, und sofort schoss mir der gedanke durch den kopf, dass das diktat vortrefflich zu einem praktischen versuche geeignet sei. Ich wartete nun, um jenen flüchtigen eindruck zu verwischen, etwa drei jahre und liess mir sodann das „testament“ in die feder diktieren. Dabei machte ich fünf fehler, von denen sich allerdings einer nicht im „Duden“ fand; rechnet man diesen ab, so bleiben immer noch vier, für einen lehrer jedenfalls sehr viel. Ich hätte jedoch wahrscheinlich noch mehr fehler gemacht, wenn ich nicht mehrere jahre hindurch unterricht im deutschen an einem höheren lehrerinnenseminare erteilt hätte und dadurch mit den feinheiten unserer rechtschreibung vertraut geworden wäre.

„Bald sollte sich jedoch zeigen, dass ich eigentlich eine „glänzende leistung vollbracht hatte. Der versuch wurde „nämlich zunächst an 30 lehrern wiederholt; dabei betrug die „geringste fehlerzahl 4, die höchste 22, der durchschnitt 13. „2 subalternbeamte lieferten diktate mit 23 und 24, im durch- „schnitt also mit $23\frac{1}{2}$ fehlern. Sodann wurde das diktat von „8 frauen, die sämtlich mindestens eine höhere Mädchenschule „besucht hatten, niedergeschrieben. Dabei machte eine dame „13 fehler; sodann stieg die fehlerzahl sofort auf 22 und end- „lich bis auf 30, während der durchschnitt 24 betrug. Nicht „viel besser war es bei 10 herren mit akademischer vor- „bildung (mediziner, juristen, dozenten der philosophie); ihre „arbeiten wiesen 14 bis 30, im durchschnitt $20\frac{1}{2}$ fehler auf. „10 studierende damen machten 12—21, durchschnittlich 16 „fehler, und 12 studierende herren 14—32, im durchschnitt „21 fehler. Der einzige oberlehrer endlich, der sich der prü- „fung unterzog, lieferte eine arbeit mit 18 fehlern.

„Diese zahlen machten die runde durch einen grösseren „teil der deutschen presse, und die folge war, dass ich viele „dutzende von zuschriften aus dem in- und auslande erhielt, „die in dem wunsche gipfelten, das seltsame diktat kennen zu „lernen. Auf diese weise kam eine menge neues material hin- „zu, das die oben angeführten zahlen voll und ganz bestätigte. „Alle einsender waren sich darin einig, dass niemand das „diktat richtig schreiben könne, und wer in dieser hinsicht vor „kenntnis des diktats zweifel geäussert hatte, erklärte als- „bald, dass er durch den praktischen versuch von einem Sau- „lus zu einem Paulus geworden sei. . . . Würde man das diktat „derartig umgestalten, dass die ähnlichen formen nicht mehr „beisammen ständen, so würde die fehlerzahl jedenfalls um „noch weitere 50 prozent steigen. Sie ist jedoch auch so schon „hoch genug; denn wenn die diktate in der schule geschrieben „worden wären, so hätten sie fast durchweg mit „völlig un- „genügend“ bewertet werden müssen. Wenn das aber an „dem grünen holze der höchstgebildeten unseres volkes ge- „schieht, was soll da am dünnen der weniger gebildeten wer- „den?“

Wir lehrer brauchen also wegen der erwähnten misserfolge im orthographieunterricht nicht an unserem methodischen können zu verzweifeln, sondern wir dürfen die hauptschuld daran der unzuweckmässig verzwickten rechtschreibung selbst in die schuhe schieben. Das mag uns ein trost sein, auferlegt uns jedoch die pflicht, uns in die reihen derer zu stellen, die durch eine gründliche reform das ziel erreichen wollen, eine orthographie zu schaffen, die von allen, auch einfacheren leuten, ohne schwierigkeit gehandhabt werden kann.

Worin müsste denn diese reform bestehen?

Es kann nicht meine aufgabe sein, Ihnen die frage vollständig zu beantworten, und vor allem nicht, diese antwort vollständig zu begründen. Das würde uns weiter in phonetische und sprachgeschichtliche überlegungen hineinführen, als die zeit uns gestattet. Ich werde vielmehr nur einige hauptpunkte herausgreifen.

Unsere deutsche rechtschreibung gehört zu jenen systemen, die man gemischte zu nennen pflegt, weil der grundsatz der lautschrift, jeden gesprochenen laut mit dem ihm zukommenden zeichen wiederzugeben, vielfach durchbrochen ist durch die sogenannten historischen schreibungen. Nach Brenner versteht man darunter: „...reste alter lautschrift, die mit der fortschreitenden veränderung der laute nicht in einklang gebracht sind, so dass nicht mehr die einzelnen laute durch feststehende bilder wiedergegeben werden, sondern ein aus buchstaben zusammengesetztes bild für das ganze Wort gebraucht erscheint.“ Oder einfacher gesagt: Von historischen schreibungen reden wir bei wörtern, die lautzeichen enthalten, welche nicht einem gesprochenen laut entsprechen, sondern nur an eine frühere schreibart erinnern und so die abstammung des wortes andeuten wollen.

Eine historische schreibung liegt z. b. vor im ph, das das deutsche von den römern übernommen hat, die das griechische φ mit ph wiedergaben.

Als ausgeprägteste historische schreibung ist unser ie zu nennen. Man könnte zwar glauben, dass e als dehnungszeichen gelte. Es hatte aber ursprünglich mit dehnung gar nichts zu

tun. Es war noch im mittelhochdeutschen ein diphtong: wie, bieten, lied. Im süden des deutschen sprachgebietes schrieb man noch im 18. jahrhundert das ie meistens nur, wo man ie auch in der mundart sprach, deshalb auch in „mier“. Aus der kaiserlichen kanzlei kam aber ie auch in die mitteldeutschen schriften und druckwerke. Man fasste bald das e als längezeichen auf, und so war es selbstverständlich, dass man auch solche lange i, denen in der mundart des südens kein ie entsprach, mit ie schrieb, Im mhd. schrieb man aber z. b. folgende wörter noch durchweg ohne e: Biene, dieser, Fiedel, Giebel, Gier, Kiefer, Kies, Kiesel(hie-) nieden, nieder, usw. Das ie griff mit der zeit weit über sein altes gebiet hinaus. Und heute ist es schwer, herauszufinden, ob das ie in einem worte historisch berechtigt ist oder nicht.

Ähnlich verhält es sich mit dem d e h n u n g s - h. Im mhd. war das dehnungs-h völlig unbekannt; das h bezeichnete vielmehr im anlaut der wörter einen hauchlaut, im in- und auslaute dagegen einen reibelaut, gesprochen wie ein schwaches ch. Dieser laut ging allmählich verloren, und zwar entwickelte er sich einerseits zu ch (z. b. niht = nicht), andererseits zu einem blossen hauche, der schliesslich gar nicht mehr hörbar war aber weiter geschrieben und für ein trennungszeichen gehalten wurde (z. b. sehen = se-en). In manchen wörtern, wie bühel = Bühl, fiel das dem h nachfolgende e weg, so dass das h nun auch kein trennungszeichen mehr war. Daneben entwickelte sich das h auch aus andern konsonanten. In diesen fällen haben wir also eine organische entwicklung des h. In der allgemeinen schreibverwirrung des 15. und 16. jahrhunderts aber vergass man diese entwicklung vollständig und fasste das h ganz allgemein als dehnungszeichen auf. Damit aber war der willkür tür und tor geöffnet, von der sich selbst der schöpfer unserer neuhochdeutschen sprache nicht fernhielt; man schrieb eben so viele dehnungs-h, wie dem einzelnen beliebte. Ja, noch nicht zufrieden damit, das h an die vokale anzulehnen, verband man es auch mit konsonanten. Damals entstand unter dem einfluss des humanismus das nun glücklich fast ganz überwundene th und das noch in einzelnen worten wie Rhein, Rhin, Rhön,

Umgebungsuntersuchung offener Tuberkulöser.

Weiter soll die Moroprobe auch zur Anwendung kommen, wenn ein neuer Fall offener Tuberkulose gefunden, oder wenn der Fürsorgestelle ein Todesfall an Tuberkulose bekannt wird, indem dann die ganze Umgebung des Betreffenden geröntgt und besonders die Kinder nach Moro geprüft werden sollen, ebenso seine Arbeitskameraden, sowie Schul-, Spiel- und Sportsfreunde. Das ist dann der umgekehrte Weg, nicht vom Kind zur Quelle, sondern von der Quelle zur Umgebung. Nicht selten findet man dann unter den Mitarbeitern, oder den Kindern der Kostgeberei ein stark Moropositives, das man sofort in Obhut nehmen kann.

Die moderne Fürsorgestelle.

Wer soll nun diese Arbeit übernehmen: Aufsuchen der Gefährdeten und Schonungsbedürftigen, Erfassung und Sanierung der Offen-Tuberkulösen, Feststellung des Durchseuchungsgrades einer ganzen Bevölkerungsgruppe, Beratung, Belehrung, Beschaffung der Mittel für Kuren usw.? Den praktischen Ärzten ist das unmöglich zuzumuten; der Chefarzt der Kantonalen Heilstätte wäre wohl die geeignetste Persönlichkeit, doch ist er meist zu weit vom eigentlichen Kampfplatz entfernt. Bis zum heutigen Tag ging die Erforschung und Bekämpfung der Tuberkulose, sowie die Aufklärung über deren Gefahren von den Sanatorien und Heilstätten aus. Die Mortalität sank dabei in den letzten 30 Jahren von 30 auf 14 pro zehntausend Lebende, aber das Ziel, die Tuberkulose auszurotten, wurde nicht erreicht, obwohl gerade in der Schweiz das Heilstättewesen gut ausgebaut ist, während zu wenig und zu schlecht ausgerüstete Fürsorgestellen geschaffen wurden, die sich meist auf die Abgabe von Nährpräparaten und Spucknäpfen und die Vermittlung einer Sanatoriumskur beschränkten. In Deutschland hat sich das Verhältnis schon lange umgekehrt: Die Fürsorgestellen sind die Hauptsache geworden, *das Generalquartier*. Von deutschen Fürsorgestellen stammen die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Entstehung der Lungentuberkulose und die erfolgreichsten Methoden zu deren Bekämpfung. Die Heilstätten sind dadurch nicht überflüssig geworden; sie bleiben ein unentbehrliches

dürfte auch eines viel reicheren zeichenmaterials, als wir es jetzt zur verfügung haben. Sie wird darum immer nur wissenschaftlichen zwecken dienen können.

„Eine völlig befriedigende schreibung wird man aber immerhin erreichen können mit dem grundsatz: Man schreibe nur gesprochene laute, diese möglichst immer mit dem gleichen zeichen, dabei nur soweit genau, dass sie der gebildeten aussprache der verschiedenen teile des betreffenden sprachgebietes dienen können.“ (Brenner.)

Unter der gebildeten aussprache könnte man heute z. b. die bühnensprache verstehen. Sie ist zwar ein ideal, das nicht von allen erreicht, als ein musterhaftes deutsch aber von allen deutschen verstanden wird.

Unsere heutige orthographie lebt dem phonetischen prinzip lange nicht überall nach (auch wenn man von den historischen schreibungen absieht), obwohl in den regelbüchern auch als hauptregel angegeben ist: Bezeichne jeden laut, den man bei richtiger aussprache hört, durch das ihm zukommende zeichen.

„Sehr schön“, meint Kosog, „wenn man nur immer wüsste, welches dieses zeichen ist. Dass man es häufig nicht weiss, beruht zunächst in dem aufbau der grundlage unserer rechtschreibung, unserem alphabet.“

„Es gibt kaum etwas regelloseres und willkürlicheres als dieses alphabet. . . . Unser alphabet bietet nämlich auf der einen seite zu wenig, auf der andern zu viel. Es bietet zu wenig. Es fehlen besondere zeichen für die umlaute, für die diphtonge und für die einfachen laute ch und sch. . . . Schlimmer ist, dass das alphabet in mancher hinsicht zu viel bietet. So wird die lautverbindung ts durch z und c bezeichnet, der f-laut durch f, v und ph. . . . Und wie bei dem aufbau des alphabetes, so ist es bei den einzelnen lauten und lautzeichen; auch hier auf der einen seite ein zu wenig, auf der andern seite ein zu viel. So bezeichnen die einfachen buchstaben z und c die beiden laute t und s, das einfache x = k und s; umgekehrt verwendet man für den einfachen laut ch zwei zeichen (die allerdings wieder ganz verschiedene laute, nämlich einen stimmhaften und einen stimmlosen bezeichnen müssen), und für sch sogar drei zeichen.“

Auch die diphtonge sind ganz willkürlich gebildet; ei hat mit der zusammensetzung e-i ebenso wenig etwas zu tun wie eu mit e-u und ä-u. Nur die verbindungen a-i und a-u können anspruch auf folgerichtigkeit erheben.

„Ihren höhepunkt erreicht die verwirrung beim s- und beim k-laut. Das s wird im alphabet kurzweg durch einen buchstaben bezeichnet. Nun haben wir aber bekanntlich zwei ganz verschiedene s-laute, nämlich den harten und den weichen. Beide sollen nun durch ein zeichen dargestellt werden. Umgekehrt aber haben wir wieder für den scharfen s-laut allein vier verschiedene zeichen, nämlich ſ, ꝛ, ꝛꝛ und ꝛꝛꝛ, und um die verwirrung voll zu machen, wird s in verschiedenen verbindungen wie sch gesprochen (stein, springen). Dem s-laute sind denn auch in dem regel- und wörterbuche allein zwei paragraphen gewidmet, und es dürfte nicht allzu viele erwachsene geben, die alle regeln über diesen laut hersagen können. Von dem kinde dagegen verlangt man, dass es alle diese regeln in sich aufnehmen und bewusst anwenden solle. Kann es etwas unnatürlicheres und unpsychologischeres geben?“

Ganz ähnlich wie bei dem s ist es bei dem k. Der k-laut kann bezeichnet werden durch k, ck, c, ch, qu, x und, da wir im auslaute vielfach die stimmhaften und die stimmlosen stoss-laute nicht unterscheiden, auch durch g und gg. Das sind 8 verschiedene bezeichnungen für einen einzigen laut.

Wohin eine derartige häufung der schriftzeichen führt, soll an einem drastischen beispiele gezeigt werden, nämlich an dem worte „Fuchs“, also an einem worte von nur vier lauten. Dieses könnte folgendermassen geschrieben werden:

1.	Fufꝛ	Bufꝛ	Ꝓhufꝛ
2.	Fufꝛꝛ	Bufꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛ
3.	Fufꝛꝛꝛ	Bufꝛꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛꝛ
4.	Fufꝛꝛꝛꝛ	Bufꝛꝛꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛꝛꝛ
5.	Fufꝛꝛꝛꝛꝛ	Bufꝛꝛꝛꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛꝛꝛꝛ
6.	Fufꝛꝛ	Bufꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛ
7.	Fufꝛꝛꝛ	Bufꝛꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛꝛ
8.	Fufꝛꝛꝛꝛ	Bufꝛꝛꝛꝛ	Ꝓhufꝛꝛꝛꝛ

9.	Fuggf	Buggf	Bhuggf
10.	Fuchf	Buchf	Bhuchf
11.	Fufff	Bufff	Bhufff
12.	Fuckff	Buckff	Bhuckff
13.	Fuggff	Buggff	Bhuggff
14.	Fuggff	Buggff	Bhuggff
15.	Fuchff	Buchff	Bhuchff
16.	Fuffß	Buffß	Bhuffß
17.	Fuckß	Buckß	Bhuckß
18.	Fuggß	Buggß	Bhuggß
19.	Fuggßß	Buggßß	Bhuggßß
20.	Fuchß	Buchß	Bhuchß
21.	Fur	Bur	Bhur

Das sind 63 verschiedene schreibweisen, und alle 63 entsprechen der berühmten regel: „Schreibe, was du hörst!“ (!)

Und nun die s c h ä r f u n g. Das regelbuch sagt, dass die kürze des selbstlautes überhaupt nur in betonten silben, die nur auf einen mitlaut ausgehen, bezeichnet wird, und zwar durch verdoppelung dieses mitlautes. Wenn man nur diese regel konsequent durchführen wollte! Doch auch hier folgen auf die regeln sofort die ausnahmen. So schreibt man nebeneinander: a n, d a n n und w a n n, g e n und w e n n.

Schlimmer als die schärfung ist die d e h n u n g. Zunächst sagt das regelbuch, dass die länge des selbstlautes meist nicht besonders bezeichnet wird; unmittelbar dahinter heisst es aber, dass sie in zahlreichen wörtern bezeichnet wird und zwar, wie männiglich weiss, nicht durch ein, sondern durch drei verschiedene zeichen. Daher kommt es, dass wir nebeneinander schreiben: A r, A a r, A h r; w i r, i h r, v i e r; i h n e n, d i e n e n, M i n e n; b a t e n, S a a t e n, n a h t e n; F a d e n, V a t e r, f a h r e n, P h a r a o; F i b e l, f i e l e n, v i e l e, V i e h, P h i l o s o p h i e; also für völlig gleichklingende silben bis 5 verschiedene schreibweisen.

Nur unter einem solchen orthographischen system konnten in den übungsheften satzgebilde heimisch werden wie die folgenden: „Tief verletzt empfahl er sich und trat hinaus, steif wie ein Pfahl und fahl wie die Wand.“ Oder sogar: „Der

Schuster sass in einer Allee und stach mit einer Ahle alle Aale tot.“ Solch kuriose übungsbeispiele entlocken natürlich jedem leser ein lächeln, aber sie zeigen zugleich, welche absonderlichkeiten wir immer noch mit uns herumtragen.

Der gipfel der inkonsequenz wird aber erreicht bei der gross- und kleinschreibung. Dieses Gebiet war von jeher der tummelplatz grammatikalischer haarspalter und umstandskrämmer. Denken Sie an das eingangs genannte probe-diktat. Weitere beispiele sind wohl überflüssig, um begreiflich zu machen, dass der großschreibung auch weniger radikale reformer den krieg erklärt haben. Es wäre ein leichtes, zitate zu häufen, die sich in allen tonarten gegen die großschreibung der substantive, substantivierten verben, adjektive etc. richten, um eine ganze stunde damit zu füllen. Wir wollen uns mit einigen begnügen:

In der schon mehrfach zitierten broschüre Brenners liest man: „Das deutsche steht unter den kultursprachen mit seinen grossen anfangsbuchstaben allein da. Von haus aus sind die grossen buchstaben nur eine feierlichere form der kleinen. Dementsprechend wurden sie im mittelalter zu inschriften, titeln, an vers- und satzanfängen, wohl auch bei namen, aber durchaus nicht regelmässig, verwendet. Erst ende des 17. jahrhunderts fand man, dass hauptwörter gross zu schreiben seien. Da aber durch die pedanterie der grammatiker andere wortklassen je nach ihrer verwendung auch zu den hauptwörtern gezogen werden konnten, und umgekehrt hauptwörter auch z. b. zu adverbien herabsanken, wurde die einfache regel zu einer qual, da man beim schreiben nun immer den zwang fühlte, den spitzfindigkeiten der grammatiker nachzukommen. Die Berliner konferenz hat sich vergeblich bemüht, die verwickelten verhältnisse zu entwirren. Es hat sich gezeigt, dass nach grammatischen erwägungen eine regelung der anfangsbuchstaben nicht möglich ist und dass die einzige hoffnung in der beseitigung aller grossen anfangsbuchstaben, ausser etwa bei eigennamen und am beginn von abschnitten oder verszeilen, liegt.“

Der grosse sprachgelehrte Jakob Grimm schreibt in seinem aufsatz „Über das pedantische in der deutschen sprache“

schon mitte des vorigen jahrhunderts: „Den verwerflichen missbrauch grosser buchstaben für das substantivum, der unserer pedantischen unart gipfel heissen kann, habe ich, und die mir darin beipflichten, abgeschüttelt, zu welchem entschluss nur die zuversicht gehört, dass ein geringer anfang fortschritten bahn brechen müsse. Mit wie zaghafter bedächtigkeit wird aber ausgewichen, nach wie unmächtigen gründen ghascht gegen eine neuerung, die nichts ist als wiederhergestellte naturgemässe schreibweise, der unsere voreltern bis ins 15. Jahrhundert, unsere nachbaren bis auf heute treu blieben. Was sich in der gesunkenen sprache des 16. und 17. jahrhunderts verkehrtes festsetzte, nennt man nationale deutsche entwicklung; wer das glaubt, darf sich getrost einen zopf anbinden und perücke tragen, mit solchem grund aber jedwedem verschlimmern unserer sprache und literatur gutheissen und am besserwerden verzweifeln.“

Besonders zu herzen nehmen können wir lehrer uns aber, was der uns allen bekannte Otto von Greyerz in den „Erläuterungen zum kinderbuch für schweizerische elementarschulen“ schreibt:

„Vor allem sei gesagt, dass ich der unterscheidung von grossen und kleinen anfangsbuchstaben, aus der die pedanterie eine haupt- und staatsfrage zu machen pflegt, keine grosse bedeutung zuerkennen kann. Bekanntlich doziert man den kindern vor, es seien die hauptwörter, die man gross schreiben müsse ... aus dem tiefsinnigen grunde, weil es eben die hauptwörter seien. Wieso denn? Ist vielleicht das tätigkeitswort im satze weniger wichtig, weniger hauptwort? Und kann nicht irgend ein wort, z. b. ein zahlwort, ein adverb, logisches hauptwort im satze sein? Dem kinde wird es gewiss einleuchten, dass in dem satze „Morgen haben wir ferien“ ferien ein hauptwort ist; aber dann auch, dass in dem satze „Morgen haben wir frei“ frei das hauptwort sei; und in „Heute können wir schlitteln“ muss es schlitteln sein.

Die sache wird nicht besser, wenn man „dingwort“ setzt statt hauptwort. Denn für das naiv richtige urteil des Kindes ist z. b. die mutter sicher kein ding, sondern ein mensch, und

die katze kein ding, sondern ein tier, die arbeit kein ding, sondern eine tätigkeit, der stolz kein ding, sondern eine eigenschaft, und der abend, die freude, die langeweile, der krieg, die gefahr, das wachstum usw., das ist alles auch kein ding, sondern ... ja, was ist es doch gleich? Sagt es doch bitte den kindern, wenn ihr könnt! Und wenn ihr's mit klaren, kindlichen worten ebensowenig könnt wie ich, müsst ihr euch dann nicht gestehen, dass ihr von den kindern eine begriffsunterscheidung verlangt, die über ihre fassungskraft hinausgeht, oder die ihrer anschauung zuwiderläuft?

Ist nicht in manchen fällen das kind viel zu gescheidt, um sich unsern spitzfindigen definitionen des substantivs blindlings zu unterwerfen? — Ich hatte unlängst einem knaben erklärt, „stolz“ sei ein eigenschaftswort, denn es bezeichne eine eigenschaft. Als gleich darauf vom „Stolz des königs“ gelesen wurde, fühlte er sich seiner sache ganz sicher, indem er dieses „Stolz“ als eigenschaftswort bezeichnete. „Sie haben doch selbst gesagt,“ gab er auf meine belehrung heraus, „stolz sei eine eigenschaft.“ Allerdings, aber — „Nun also!“

Für ihn lag der fall sonnenklar da. Und für ihn würden ohne zweifel auch länge und breite, höhe und tiefe, geduld und mut eigenschaftswörter sein, das reiten, das schlitteln, das essen, das trinken, das lachen, das husten oder auch der husten tätigkeitwörter.

Ein ganz äusserliches merkmal des substantivs wäre der artikel — wenn er nur nicht so oft fehlte, wo man gerade nicht bescheid weiss. „Hoffen und harren macht manchen zum narren.“ Sind es nicht tätigkeiten? Warum also gross?

Der artikel steht übrigens unzählige male eben gerade nicht vor einem substantiv, sondern vor dem klein geschriebenen attribut: „Ich habe das ganze, du hast das halbe Gedicht gelernt“ — aber: „Ich habe das Ganze, du hast das Halbe gelernt“ — sind das begriffsunterscheidungen für sechsjährige kinder? Und wenn sie nun, im blinden glauben an die regel vom artikel, drauflos schreiben: der Eine, der Andere, der Folgende, die Beiden, die Meisten, das Meiste, das Beste, am Besten, am Wenigsten, ein Wenig, ein Bißchen, aufs Beste, fürs Erste usw.,

und wir ihnen das alles (gestützt auf die Dudensche orthographie) als falsch anstreichen, wie werden wir da wohl mit unsrer logik vor den kindern bestehn?

Mit welcher logik sollen wir es vor ihnen vertreten, dass man (alles nach Duden) schreiben muss: die Acht, gib acht, nicht ausser acht lassen, aber ausser aller Acht; der Stand, er hält stand, er hält festen Stand, er ist imstande, ist nicht gut im Stande; viele Jahre lang, eine Woche lang, jahrelang, eine zeitlang (man erkläre einmal den schülern die wortart von „eine zeitlang“); das erste Mal, zum erstenmal, manches Mal, ein andermal, jedesmal; der Beste, das Beste, am besten, zum Besten der Armen; der Erste; der erstere, der erste beste usw.

Wollte jemand nach diesen probchen aus dem gefürchteten (er ist wirklich zu fürchten) diktator Duden noch behaupten, dass wir wissen, was ein substantiv ist?

Unsere ganze orthographische überlegenheit über die kinder besteht darin, dass wir 1. das denken über diese fragen aufgegeben haben und einfach das wörterbuch von Duden konsultieren, und 2. dass wir durch langjährige gewohnheit des bücherlesens praktisch uns die rechtschreibung angeeignet haben.

Die kinder dagegen, die weder den Duden konsultieren, noch die lange gewohnheit des lesens haben, bemühen sich, die schwierigkeiten mit dem verstande zu lösen, und dieser bringt sie, manchmal gerade weil er ganz richtig arbeitet, in widerspruch mit der heiligen orthographie. Und nicht nur die kinder, sondern überhaupt alle, die zu ihrer muttersprache in einem naiven, d. h. gefühlsmässigen verhältnisse stehen. Geist, witz, gefühl und darstellungskraft äussern sich in frauenbriefen älterer und wohl auch neuester zeit oft auf gewinnendste art, obwohl ihre verfasserrinnen den schulbegriff des substantivs nicht zu erfassen vermögen. Ich erinnere an die briefe der Elisabeth-Charlotte v. d. Pfalz und an diejenigen der frau rath Goethe.

Zusammenfassend: Der begriff substantiv beruht auf einer spitzfindigen grammatischen abstraktion, der das kindliche verständnis nicht gewachsen ist; die namen „hauptwort“ und „dingwort“ führen irre, und eine zutreffende definition des substantivs gibt es überhaupt nicht, es gibt nur eine auf kom-

promissen beruhende, konventionelle schreibregel. — Ich für meine person schreibe mit kleinen buchstaben; nur die eigennamen und die anfangswörter der sätze schreibe ich mit grossem initial. Ich befinde mich sehr wohl dabei und sehe nicht ein, warum wir uns im deutschen eine mühe machen sollten, die sich alle andern nationen ersparen. Dass diese mühe eine überflüssige ist, geht daraus hervor, dass man bis ins 17. jahrhundert hinein auch das deutsche klein geschrieben hat, ohne es deshalb weniger leicht zu lesen.“

Auf eine zusammenfassung dessen, was alles vereinfacht werden sollte, zu einem reformprogramm, habe ich verzichtet, weil bis heute zwischen den verschiedenen weitgehenden vorschlägen der neuerer noch keine einigung erzielt werden konnte. Weil eine solche einigung auch äusserst schwer zu erzielen sein wird, hat man auch ursache, einer weitgehenden reform heute noch skeptisch gegenüber zu stehen. Nur in einem punkte begegnen sich alle wünsche: in der f o r d e r u n g n a c h d e r k l e i n s c h r e i b u n g d e r s u b s t a n t i v e. Mir persönlich ist besonders die unter andern von F. Schwarz („Schulreform“) vertretene forderung sympathisch, ausser den eigennamen nicht die satzanfänge, sondern diejenigen wörter gross zu schreiben, die der schreiber besonders betonen will.

Interessant ist, dass im kampf gegen die grossbuchstaben heute die Schweiz an der spitze marschiert, dasjenige land, wo seinerzeit die großschreibung am spätesten eingang fand. Z. b. die gesetzbücher des kantons Graubünden machten sie z. t. noch ende des 18. jahrhunderts nicht mit, wie die rechtsquellen des Zehngerichtenbundes, speziell die „statuten oder landsgesetze des gerichts Alvenüw innert dem schloss Belfort, renoviert und corrigiert im jahr Christi 1791, den 12. mertzen“, zeigen (in: Zeitschrift f. schweiz. recht, neue folge bd. 4, s. 325).

Es bleibt uns nun noch übrig, in kürze die taktische frage zu streifen, wie der reformgedanke sich geltung verschaffen könnte. Denn die vereinfachte rechtschreibung wird erst dann segensreich sein, wenn sie allgemein anerkannt und gehandhabt wird. Stark vertreten ist die meinung, dass zu diesem zwecke die änderung von oben, von staatswegen vorgeschrieben wer-

den müsse. So denkt lehrer H u r n i (Bern) an eine seitens aller deutschen und schweizerischen schulmänner und lehrervereine an die schweizerischen und deutschen parlamente und regierungen zu richtende eingabe, die die wünschbarkeit und notwendigkeit dieser reform dartun sollte. Und L i n n i g schreibt (nach S e s s l e r : „Ein wort an den maschinenschreiber“): „... Eine radikale und durchgreifende besserung kann nur erfolgen, wenn eine reichsvorschrift mit einem kühnen federstriche die grossen buchstaben wegfeigt.“

Hiezu sagt Sessler: „Die vorschrift von oben wird kommen, ganz sicher, aber erst, nachdem das volk, das praktische leben, die frage bereits entschieden hat! Vorher wird kein parlament und keine regierung anlass nehmen, sich mit der sache zu befassen.“

Dieser ansicht war auch der im vergangenen herbst (1924) in Olten gegründete „Bund zur vereinfachung der rechtschreibung“. Dieser erliess am 14. märz 1925 einen aufruf in der schweizerischen lehrerzeitung, in dem es heisst: „... Manche erwarten das heil von oben. Die behörden müssen vorangehen! Überhaupt kann die Schweiz in der sache nichts tun. — Das sind die gewöhnlichen einwände. Richtig und unrichtig zugleich. Die behörden sollen auch etwas tun, aber sie tun es erst, wenn sie durch eine volksbewegung gestossen werden. Darum muss eine aufklärungsbewegung in der presse einsetzen, alle ausschlaggebenden schreibenden und druckenden volkskreise müssen bearbeitet werden.

Eine ganz tiefgehende reform ist allerdings nicht allein sache der Schweiz, da muss das gesamte deutsche sprachgebiet sich die hand reichen.... Es kann jedoch ein sehr wichtiger schritt schon auf schweizerboden getan werden, darin waren alle teilnehmer der versammlung in Olten einig. Es ist dies die abschaffung der grosschreibung bei den substantiven. Schon dieser einzige schritt macht die hälfte aller orthographieregeln überflüssig....

In dieser erkenntnis fasste die versammlung in Olten den beschluss: Alle wörter werden grundsätzlich klein geschrieben. Grosse büchstaben finden verwendung am satzanfang und bei

eigennamen. Im satzzusammenhang besonders wichtige wörter können gross geschrieben werden.

Dies ist das kleine programm des B. V. R., das sich auf schweizerischem boden ohne prinzipielle schwierigkeiten verwirklichen lässt, ohne den zusammenhang mit dem deutschsprechenden ausland zu gefährden. Diese eine forderung setzt auch der praktischen verwirklichung nicht allzu grosse widerstände entgegen, da die kleinschreibung weder dem setzer noch dem korrektor viel mühe bereitet; dem maschinenschreiber aber bietet sie bedeutende vorteile. . . .“

Auf die vorteile, die dem maschinenschreiber aus der vorgeschlagenen vereinfachung erwachsen, weist besonders Sessler in seiner schon erwähnten sehr lesenswerten broschüre hin.

Darin gibt er übrigens eine interessante erklärung, wie man im deutschen zur verwendung von grossbuchstaben gekommen sei. Er glaubt, dass es durch den übergang von der breiten antiqua zur zusammengedrängten fraktur nötig geworden sei, durch grosse buchstaben die verloren gegangene übersichtlichkeit wieder zu erreichen. Deshalb redet er auch einer rückkehr zur antiqua als hauptschulschrift das wort. (Die bündner lehrer werden diese frage wohl auch noch einmal zu überlegen haben.)

Doch dies nur nebenbei.

Nun aber zum schlusse! Was sollen wir lehrer tun? Ob wir privatim als anhänger der reform dem „Bunde zur vereinfachung der rechtschreibung“ beitreten, oder ob wir skeptisch zur seite stehen — eines ist für mich sicher: als lehrer müssen wir in anbetracht der mängel unserer rechtschreibung heute schon bei unsern korrektoren die so weit verbreitete buchstabenvergötzung abschwören. Statt aus den schreibfehlern so viel wesens zu machen, dass die kinder die (unmögliche!) erlernung der orthographie als das alleinige ziel des aufsatzunterrichtes betrachten müssen, sollten wir das hauptgewicht auf die pflege des guten stils verlegen. Vor allem aber: verlangen wir künftig orthographisch richtiges schreiben erst in den obersten klassen und plagen wir nicht mehr die kleinen damit.

Literatur. Ausser den im text bereits genannten arbeiten sind aufschlussreich:

W. Wilmanns: Die orthographie in den schulen Deutschlands, Berlin, 1887.

Konrad Duden: Rechtschreibung 1908 (im Enzyclopäd. handbuch der pädagogik von W. Rein, 2. aufl.).

Robert Bloch: Die grundlagen der rechtschreibung, Leipzig, 1914.

Hermann Paul: Zur orthographischen frage, 1880.

Nachtrag: Seit der niederschrift dieser arbeit im frühjahr 1925 sind eine anzahl der oben verwendeten zitrate in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ erschienen. Neuerdings beginnt auch die presse, sich der frage anzunehmen. — Bei dieser gelegenheit möchte ich die leser des jahresberichtes ermuntern, dem „Bund für vereinfachung der rechtschreibung beizutreten. Er zählt im kanton bereits 50 mitglieder. Anmeldungen sind (unter beilage von 1 fr. in briefmarken, als jahresbeitrag) zu richten an K. Mengold, Segantini-strasse, Chur.

